

## Das japanische Haus

Der Weg. Die Biegung. Das Haus. Durch die Pforte auf den steinbelegten Vorhof. Durch die niedrige Tür in das Innere. Die Kleider gewechselt. Die Wände aufgeschoben, so wurde der Blick auf die kleine Landschaft aus Azaleen, Steinen und Wasser frei. Den Tee vorbereitet. Den Kessel angeheizt. Sich auf die Matte gesetzt: Drei Matten aus Reisstroh im üblichen Format, an den Rändern mit dunkler Borte versehen. Drei Matten: kein großer Raum! Weniger als zehn Quadratmeter. Das „Normmaß“ für ein solches Haus sind viereinhalb Matten. Aber drei sind für ihn schon viel. Mehr würde er nicht benötigen. Vielleicht sogar weniger. Der Teemeister Sen no Rikyū hat Räume mit nur zwei Matten geschaffen. Der Mann ist auf dem Weg, selbst die Mattenfrage auf seine Körpergröße zu reduzieren.

Der Kessel singt. Die Sozialgesetzgebung seines Landes sieht um die vierzig Quadratmeter als notwendig für einen Menschen an. Drei Matten, keine zehn Quadratmeter: Es ist genug. Er hat in seinem Leben viele Wohnungen gehabt: große, hohe Zimmer. Mit soliden, mit den Jahren auch schönen Möbeln. Hat es genossen, so zu wohnen. Aber man braucht nicht so viel. Späte Einsicht, dafür steht sein japanisches Haus.

Er bereitet den Tee. Was braucht man schon! Ein Stück Brot, ein wenig Wasser. Gefängnisnahrung, gewiss. Aber er steckt ja in seinem Körper wie in einem

Gefängnis! Ohne Fluchtmöglichkeit, wie raffiniert er es auch anstellen würde. Reichtum – wozu? Opulenz wird auf Dauer fade. Die Häuser, Bungalows, Villen seiner einstigen Kollegen: Manierismus. Jedes Zuviel betäubt das Gefühl für das Notwendige.

Der Mann trinkt seinen Tee. Auch dieser – nicht notwendig, weder um den Durst zu löschen noch des Genusses wegen. Er trinkt ihn, um ihn zu trinken. Wie er in seinem japanischen Haus leben würde, um zu leben. Nichts sonst. Nicht groß zu leben, nicht ehrenvoll. Aber auch nicht unehrenhaft, nicht ausschweifend, wenn auch nicht kümmerlich. Doch alle Beifügungen ändern am Leben nichts. Sind nur seltsame Additionen. Erhöhen aber die Summe des Ganzen nicht.

Der Mann blickt in den Garten.

Drei Matten. Etwas Brot, wenig Wasser. Keine Unterhaltung. Keine Bücher, Zeitungen. Kein Fernsehen. Kein Kino. Kein Theater. Kein Konzert. Nichts. Erlebniskeuschheit. Welche Zeit würde er noch vertreiben wollen? Was benötigen die Azaleen: Wind. Regen. Etwas Sonne. Ist er mehr als eine Azalee? Nur sein Denken macht mehr aus ihm. Um dieses ausgleiten zu lassen, sitzt er auf den drei Matten. Dafür hätten auch zwei ausgereicht. Oder nur eine, sarggroß.

Die Steine im Garten denken nicht. Sie sorgen sich nicht um ihr Steinsein. Sondern sind einfach – Steine. Wissen davon aber nichts. Besitzen nicht einmal ein Wort dafür. Das Wasser im Teich ist Wasser.

Das Haus ist Haus. Und er ist – niemand, wenn er nicht denken würde. Sein Feind ist die Einbildung.

Der Mann sieht den Mond aufgehen, der auch nichts von seinem aufgehenden Mondsein weiß. „Aufgehen“ – so nennen es die Menschen. Aber von der Warte des Mondes aus betrachtet kann er weder „aufgehen“, noch will er es. Weil er die Worte dafür nicht hat, noch Können oder Willen dazu. Als Mond überhaupt keine Tätigkeiten kennt, selbst wenn er sie in Menschaugen zu „verrichten“ scheint.

Wer mit der Geburt „aufgehen“ kann wie der Mond, kann auch am Ende „untergehen“ wie er. Nur wäre, es so zu sehen, Einbildung, nicht Wirklichkeit. Menschliches Beiwerk. Der Mond „mondet“ höchstens. Dorthin, wo der Mond, wenn er erscheint, nicht aufgegangen ist, würde sein Haus ihn führen, ohne es zu beabsichtigen. Und wie der Mond nicht unterging, würde auch er, wenn er sein Denken einstellen und die Einbildung abschütteln könnte, nicht im Tod „versinken“. Denn ohne Denken schmerzt kein Tod. Weil er ohne Denken nicht gedacht werden kann. Der Mann verliert sich mehr und mehr darin, nicht einmal das Überwinden des Denkens mehr denken zu wollen. Um schließlich sogar das Wollen nicht mehr zu wollen. Nur noch zu „monden“.

Er sitzt nicht des Todes wegen auf drei Matten. Sondern, um dort zu sitzen. Mehr nicht. Mehr gibt es auch nicht. Und während er so sitzt und nur mehr atmet, verliert sich unmerklich das Gefühl zu sitzen. Schließlich weiß er auch vom Atmen nichts mehr.

Irgendwann erhebt er sich. Verschließt die Wände.  
Legt das Teegerät beiseite. Tritt in den Vorraum. Klei-  
det sich um. Verlässt das Haus über den Hof. An der  
Wegbiegung wendet er sich zu dem Haus zurück. Ver-  
neigt sich.

Weint.

Geht davon.

